

DER WEG DURCH DEN FAMILIENABGRUND

Olaf Sehm

Bis zum heutigen Tage zählt der Zweite Weltkrieg zu den dominierenden Ereignissen unserer Geschichte. Vernachlässigt wird allerdings allzu oft, dass mit dem Tag, da die Waffen schwiegen, der Krieg nicht zu Ende war. Dem Ende des Krieges folgte der Krieg nach dem Kriege, der in den von Flucht und Vertreibung betroffenen Familien seine Opfer fand und mit seinen traumatischen Nachwirkungen oft genug auch das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern zerstörte. Diese schwierige, auch psychologisch nur mit einem tiefen Einfühlungsvermögen nachvollziehbare Thematik hat der 1958 in Karlsruhe geborene Autor Volker Kaminski, der bisher mit den Romanen „Söhne Niemand's“, „Spurwechsel“, und „Gesicht eines Mörders“ bekannt wurde, für seinen neuen Roman „Rot wie Schnee“ gewählt. Seine Hauptfigur: der Maler Tom Lautenschläger, der soeben ein für sich bedeutsames Bild vollendet hat, gemalt nach einem kleinen, aus dem Besitz seiner Schwester Claudia stammenden Schwarz-Weiß-Foto. Es zeigt einen Jungen im Flüchtlingsstreck auf dem Weg von Ostpreußen, eisiger Schneewinter 1945. Das Flüchtlingskind ist sein Vater. Tom hat es sich zur Aufgabe gemacht, dessen Fluchtgeschichte zu erzählen und „den Krieg aus einem rein persönlichen Blickwinkel zu zeigen“ – nicht als „offenes Feuer, son-

dern als Schwelbrand.“ Aber etwas verunsichert ihn plötzlich: Etwas verändert sich im Bild auf rätselhafter Weise, ohne dass er es sich erklären kann. Hinzu kommt, dass auch der Vater plötzlich bei ihm auftaucht, obwohl dieser bereits drei Jahre tot ist. Der Dialog zwischen ihnen eskaliert zwar, als dieser ihm in die Arbeit hineinzureden versucht. Aber er hinterlässt ihm auch den Rat, „sich ein paar Gedanken über die deutsche Geschichte zu machen“, über das riesige Flüchtlingselend, das der Krieg hinterließ. Damit ist auch das Schicksal der Eltern und seiner eigenen Familie aufgerufen, der Krieg, der nach dem Krieg kam und der ihn selbst zum Mitbetroffenen machte. Denn hatten sie sich nicht vergeblich bemüht, im Westen Fuß zu fassen? Hatten sie hier nicht in einer Fremde gelebt, der sie nicht angehörten? Wurde ihnen hier nicht trotz allen landsmannschaftlichen Geredes und aller publizierten Selbstlügen das Recht auf Heimat verweigert? Auch ist es kein Zufall, dass in seinen Alpträumen plötzlich auch dieser rätselhafte Junge erscheint, der so aussah, „als trage er eine Last“ und sogar seine Pistole auf ihn richtet? Jener andere, der er selbst nicht ist?

Von diesem Augenblick weiß er: Der Junge, den er gemalt hat, ist nicht sein damals siebzehnjähriger Vater. Er selbst ist es, Tom Lautenschläger. Und

er bekennt: „Es geht nicht um äußere Ähnlichkeit. Als ich im Traum vor dem Jungen stand, wusste ich auf einmal, das ist meine eigene Geschichte. Sie beginnt mit der Flucht meines Vaters, mit dem hautnahen Erleben dieser Katastrophe, mit einem Krieg, der nicht enden will. Aber es ist nicht nur das Geschehen des Zweiten Weltkrieges, es ist der Krieg, der nach dem Krieg kam.“ Und dann noch der bemerkenswerte Satz: Der Junge im Schnee habe mit dem Zweiten Weltkrieg nur insofern zu tun, als sich die Leiden seiner Eltern in ihm spiegelten. Die Kinder hätten die Ängste, die Schockwellen, die Deformationen ihrer Eltern geerbt. Doch bedenkenswert auch der Einspruch des vom Autor erneut herbeizitierten toten Vaters: „Du verwechselst andauernd Krieg und Frieden.“ Und dies scheint auch durchgängig die korrektive Funktion dieser bedauernden Vaterfigur zu sein. Wie ihr gerecht werden? Und unter welchen Voraussetzungen? Stimmt es übrigens, wenn Tom einmal behauptet, alle Mitglieder seiner Familie, also auch er („wir alle“) seien gleichermäßen vom Krieg betroffen gewesen? Oder handelt es sich dabei eher um eine zu stark verallgemeinernde, thesenhaft wirkende Konstruktion, die im Roman allzu sehr strapaziert wird?

Für Tom ist die Rekonstruktion des Zerfallsprozesses seiner Familie, der „Weg durch den Familienabgrund“ ein neuer schöpferischer Anfang: „Leben, das mit einer haushohen Angstwege begann“. Zu hochgestochenen, formelhaft anmutenden Schriftstellersätzen

neigt der Autor gelegentlich. Auf dem Weg „in die Welt nach dem Krieg“ gelangen ihm aber immer wieder eindrucksvolle Dialoge und Szenen. Hat Tom in der Zeit des Selbstzweifels in dem von ihm bevorzugten Grau die Summe aller Farben erblickt, findet er auch endlich wieder zu seinen „befreiten Farben“ zurück. Das entspricht der inneren Logik dieses knapp und spannend erzählten Romans.

Daran hat der geschäftstüchtige Galerist Oliver einen beträchtlichen Anteil. Mit ihm hat der Autor seiner Hauptfigur den Geist, der stets verneint, an die Seite gestellt. Für diesen ist das Schneebild zwar „ein wunderbarer Solitär“. Doch als Händler will er Bilder verkaufen. Und zu diesem Zweck erpresst er seinen Freund Tom mit drastischen Forderungen. Ja, da zeigt sich: Es geht im Kunstbetrieb zu „wie auf dem Pferdemarkt“. Und Oliver ist ein typischer Vertreter seiner Branche. Der Autor kennt sich in diesem Milieu bestens aus. Doch ohne ihn hätte Tom vermutlich kaum die Chance gehabt, wieder in die Öffentlichkeit zurückzukehren.

Von den Frauengestalten prägt sich besonders Toms langjährige alte Freundin Vera Stilling ein. Sie ist die Vertrauensperson, der er sich öffnet und die verstanden hat, in welchem inneren Konflikt sich ihr Freund Tom befindet. Sie ist es auch, der er gesteht, wie es um ihn bestellt ist: dass die Vergangenheit ihn eingeholt habe bzw. nochmals zurückgekehrt sei und dass er das Gefühl habe, „als ob er die Bomben noch 1959 einschlagen höre: Krieg

nach dem Kriege! Diese Frauengestalt ist Gestalt gewordene Ermutigung. Wie viel davon braucht der Mensch, um allen Anfechtungen zu widerstehen?

Einen gleichen nachdrücklichen Eindruck hinterlassen Toms beide Schwestern Claudia und Karla nicht. Sie werden aber benötigt, als es um die Frage geht, wer der Junge auf dem Schneebild wirklich sei. Zur Aufklärung seiner Identität wird sogar nochmals der tote Vater bemüht. Überraschend und ohne dass eine vorherige Andeutung darauf hingedeutet hätte (wie bei einem wohl kalkulierten Krimi, in dem der Leser ganz zuletzt dem Gesuchten auf die Spur kommt), stellt sich heraus: Der Junge auf dem Schneebild ist „der kleine Kramat-

schek“, ein befreundetes Flüchtlingskind aus den Kindheitsjahren, den Tom gemalt hat, „ohne sich bewusst zu sein, um wen es sich handelte.“ Leider verstärkt sich auf dieses Weise, was sich im vorangegangenen Handlungsverlauf bereits mehrfach aufdrängte: Kalkül (vordergründig Erdachtes) und Konstruktionsmuster schlagen allzu absichtvoll durch. Was zu bedauern ist und das bedeutsame Anliegen des Romans ein wenig schmälert. Dennoch ist dem Fazit beizustimmen, zu dem Jörg Magenau gelangte, wenn er dem Autor in der F.A.Z. anerkennend bescheinigt, er schreibe mit einer durch keinerlei modernistische Sprachzweifel angekränkelten Selbstverständlichkeit.

VOLKER KAMINSKI

„Rot wie Schnee“
Roman.

Verlag Wortreich, Wien